

175

Paul Parin

## **Persönlichkeitszüge unter dem Druck des Kulturwandels**

Manchmal ist es für den Psychoanalytiker möglich, zu formulieren und sogar vorauszusagen, unter welchen Umständen und auf welche Weise wichtige Persönlichkeitszüge unter dem Druck des Kulturwandels entgleisen. Dies möchte ich an zwei Beispielen zeigen. Das erste bezieht sich auf die Dogon, in der Mali-Republik, das zweite handelt von den Agni, in der Elfenbeinküste.

Die Dogon haben eine patrilineare und patriarchale Familienorganisation und eine hochentwickelte heidnische Religion. Sie leben in einem unfruchtbaren gebirgigen Steppengebiet; es sind Getreidepflanzer mit den Traditionen eines fleißigen Bauernvolkes und einer nahezu autarken Wirtschaft.

Die Agni, ein Akan-Volk, die Vettern der berühmten Aschanti, im Regen-Urwald der Elfenbeinküste, sind matrilinear organisiert. In ihrer synkretistischen Religion mischen sich heidnische, vor allem animistische Elemente mit christlichen. Ehemals Jäger und Beutekrieger mit aggressiven Königreichen, produzieren sie heute als Plantagenbesitzer Kaffee für den Weltmarkt. So verschieden die beiden Völker, im Rahmen des westafrikanischen Raumes, auch sind, man kann nicht behaupten, daß ihr Gesellschaftsgefüge durch die Europäisierung besonders geschädigt worden ist. Im Gegenteil: ihre Lebensformen haben sich bisher als besonders widerstandsfähig erwiesen; David Riesmann würde diese Völker »traditionsgeleitet« nennen.

Doch war der Druck von außen, dem die beiden Völker ausgesetzt waren, ein sehr verschiedener. Die Dogon boten der französischen Kolonialmacht keine wirtschaftlichen Vorteile. Ihre althergebrachte Hirseproduktion in Pflanzgärten wurde lediglich durch den Anbau von Zwiebeln ergänzt, die getrocknet und in die umliegenden Gebiete exportiert werden konnten. Dem politischen Druck der kommunistischen Partei und der neuen staatlichen Organisation der Mali-Republik (seit 1960) begegneten sie nicht anders als früher dem Druck der Kolonialmacht. Einerseits zahlten sie geduldig den Tribut, der von ihnen verlangt wurde, blieben arm und lebten weiter so wie freigelassene Bauern in alter Zeit. Andererseits gelang es ihnen, den Zusammenhalt zu bewahren und ihren Sitten und Bräuchen treu zu bleiben.

Die Agni, der Macht ihrer Königtümer beraubt und politisch zersplittert, wurden von der westlichen Welt als dekadent und dem Untergang geweiht angesehen, seitdem man sie kannte. Man kann sich kaum einen mächtigeren Impuls zu einem Kulturwandel vorstellen

176

als die Verhältnisse, denen sie während der letzten 80 Jahre ausgesetzt waren; ein übers andere Mal mußten sie von einer Produktionsweise zu einer anderen, von einem Wirtschaftssystem zu einem anderen übergehen. Köbben und Dupire haben besonders ein Problem studiert, das sich von diesen Verhältnissen ableitet, das des Eindringens der »Djoulas«, der Fremdarbeiter aus dem Norden. Doch auch die Agni blieben, wenn man von zahlreichen Einzelheiten absieht, ihren Traditionen treu. Sie neigen eher dazu, das moderne Leben ihren eigenen Bräuchen anzugleichen, als ihre Traditionen einem grundsätzlichen Wandel zu unterziehen.

Es sind natürlich nicht vor allem psychologische Faktoren, die Konstanz oder Veränderung einer Gesellschaft bewirken. Am wichtigsten ist die Abhängigkeit eines Volkes von seinen materiellen Lebensumständen; diese wirken auf soziale Einrichtungen und Beziehungen; die psychologischen Veränderungen bei Gruppen und Individuen sind eher als Folge und nicht als Ursache anzusehen. Trotzdem ist die psychoanalytische Methode geeignet, auch den Kulturwandel zu studieren, weil seine Wirkung dort erfaßt wird, wo sie sich zuerst geltend macht, gleichsam als Psychopathologie. Im Mittelpunkt der Beschreibung steht das Individuum, das nicht mehr gleich funktioniert wie vor der Veränderung seiner Umwelt. Kollektive Erscheinungen werden dabei allerdings ebenso wie materielle zuerst als »äußere Einflüsse« beschrieben, obzwar auch sie, in einem zweiten Arbeitsgang, auf ihre psychologischen Faktoren hin untersucht werden müssen.

Ich habe für diese Darstellung Persönlichkeitszüge ausgewählt, die ein gutes Funktionieren in der Gesellschaft gewährleisten, dort häufig und normal sind und zum Wohlbefinden und Identitätsgefühl der Personen beitragen. Bei einigen Personen konnte ich ein partielles oder vollständiges, kurzfristiges oder anhaltendes Versagen jener psychischen Funktionen beobachten und beschreiben.

Die *Dogon* erwerben während der seelischen Entwicklung die Fähigkeit, zwei spezifische Formen stabiler identifikatorischer Beziehungen zu ihren Mitmenschen herzustellen. Diese sind beim Erwachsenen fest etablierte Ichfunktionen. Sie gewährleisten eine relative Autonomie des Ich, das heißt: solange eine Person diese identifikatorischen Beziehungen zu den Mitmenschen aufrechterhält, ist ihr seelisches Gleichgewicht ungestört. Die eine Form ist die simultane oder alternierende identifikatorische Beziehung wie zu einem älteren oder einem jüngeren Bruder. Ich nenne sie die Identifikation mit der vertikalen Väter-Brüder-Reihe. Die andere Form ist die Beziehung mit einer Anzahl gleichgestellter, gleichgeschlechtlicher, auswechselbarer Personen der gleichen Altersklasse (*tumo*), entsprechend der horizontalen

Sozialstruktur der Altersklasse, die in sich geschlossen, von einer übergeordneten Autorität abhängig ist.

Während der psychoanalytischen Gespräche kam mir in der Übertragung im raschen Wechsel die Rolle des älteren und jene des jüngeren Bruders zu; beide konnten durch die ganz andere Beziehungsform, wie zu einem Angehörigen der gleichen Altersklasse, abgelöst werden.

Wenn keine Personen vorhanden sind, die sich für solche identifikatorischen Beziehungen eignen, oder wenn bestimmte überlieferte Bräuche, wie das gemeinsame Arbeiten, Tanzen und Trinken, welche den Vorgang der Identifikation erleichtern, nicht mehr stattfinden, kommt es zu typischen, vorübergehenden oder anhaltenden Störungen der Ich-Autonomie und zu einem Versagen der Gesamtperson.

Die Betrachtung der frühen Kindheit gibt Anhaltspunkte dafür, wie diese Persönlichkeitszüge entstanden sein mögen. Die Dogonmütter tragen und stillen ihre Kinder, bis sie drei oder vier Jahre alt sind. Während dieser Zeit behalten die Kinder, im steten Haut- und Bewegungskontakt mit der Mutter, in hohem Maß die Fähigkeit zum kinästhetischen Mitmachen und anderen primären Identifikationsweisen, bis zu einer Zeit, in der diese von einem relativ reifen Ich mit der Sprache und den anderen Funktionen des Sekundärprozesses verknüpft werden. Bei *unseren* Kindern sind diese Fähigkeiten nur rudimentär erhalten. Im Gewähren und Versagen der Mutter, das schon in der Säuglingszeit anfängt, und in den Trennungskämpfen der Reinlichkeitserziehung (die es bei den Dogon nicht gibt) werden sie durch andere Wege der Ichentwicklung abgelöst. Bei der Abstillung, die bei den Dogon im vierten Lebensjahr erfolgt, wenden sich die Mütter plötzlich ab und überlassen das Kind der Gruppe seiner Kameraden – zuerst beiderlei Geschlechts –, einer aufsteigenden Reihe von schützenden, pflegenden und einschränkenden Gestalten, in der die eigenen Eltern nur *einen* Platz unter vielen einnehmen.

Das Wohlbefinden der Kinder in der Gruppe und ihre Einordnung ist erstaunlich. Das weitere Leben bietet Gelegenheit zur Ausdifferenzierung der Fähigkeit, identifikatorische Beziehungen mit den Mitgliedern einer Gruppe herzustellen. Immer wenn eine Lösung für wichtige Konflikte gefunden werden muß oder wenn bestimmte Aufgaben zu erledigen sind, findet sich eine soziale Institution, die den passenden Rahmen für das identifikatorische Bedürfnis hergibt. Diese verhilft dazu, die entsprechenden Emotionen zu erleben und Konfliktlösungen zu finden, die für die Gesamtperson passen. Als Beispiel solcher sozialer Einrichtungen führe ich an:

für die »horizontale« Reihe der Tumo: die Initiation und Beschneidung (in der Vorpubertät), den Eintritt in die Maskengesellschaft (zur

Adoleszenz), die Gemeinschaftsarbeit und die Brautwerbung (bei Gründung eines Hausstandes); für die vertikale Identifikationsform: die Einordnung in die Geschwisterreihe, in die Großfamilie, in das Dorf.

Die verschiedenen mit diesen Schritten verbundenen praktischen und rituellen Funktionen bieten die Modalitäten gemeinsamer Bewegung, gemeinsamen Trinkens und ähnliche an, welche die Identifikation erleichtern.

Mit einigen Beispielen will ich andeuten, was passiert, wenn die Umwelt diesem kulturspezifischen Persönlichkeitszug nicht mehr entspricht.

Ein fröhlicher, tüchtiger und intelligenter Dogon von etwa 30 Jahren verhielt sich in der ihm fremden Stadt Mopti am Niger, wo er sich einen Tag lang aufhielt, derart verstört, daß er allein nicht einmal den Schatten aufsuchen oder seinen Durst mit dem Wasser des Niger stillen konnte. Automatenhaft tat er, was ich ihm sagte. Er wirkte wie ein katatoner Schizophrener, wurde aber sofort wieder normal, als er zurück in sein Dorf kam.

Dogon, die allein in der Fremde leben, sind oft in gedrückter, deprimierter Stimmung. Treffen sich zwei irgendwo im Ausland, stellen sie mit den traditionellen Grußformeln, einem rasch ablaufenden ausgedehnten Austausch von Fragen, Antworten und Gegenfragen den ersten Kontakt her. Wenn irgend möglich, gehen sie dann dazu über, einander Fabeln und humoristische Märchen (elume) zu erzählen. Dann haben sie nicht nur einen Freund gefunden; auch ihre Stimmung ist anders, sie sind aktiver geworden und besser imstande, ihre Arbeit auszuführen.

In einem Dorf, in dem man wegen der vor einigen Jahren freiwillig eingegangenen Islamisierung alle Rituale einschließlich der Maskentänze abgeschafft hatte, zeigten die Einwohner im Rorschachtest durchwegs viel eingengtere Persönlichkeiten als in den anderen Dörfern.

Noch deutlicher war die Störung bei der psychoanalytischen Untersuchung von Einzelpersonen, bei denen die beschriebenen Identifikationsformen nicht mehr funktionierten. Sie verhielten sich wie Neurotiker, das heißt, sie wurden mit ihren inneren Konflikten nur schlecht fertig und waren an ihre Gesellschaft mangelhaft angepaßt. Da war ein junger Familienvater, der als jüngster Sohn einer Mutter, die ihn nicht loslassen wollte, praktisch in einer Kleinfamilie aufgewachsen war. Ein junger Mann, der sich als Kind nicht in eine Dogon-Geschwisterreihe einordnen konnte, weil seine Eltern damals fern vom Dogonland lebten. Ein Jüngling, der keiner tumo angehörte, weil sein etwas sonderlicher Vater ihn getrennt von den andern der Initiation

und Beschneidung zuführte und ihn dann aus dem Dorf in eine Schule fortgab. Sie alle waren aber nicht ganz unfähig zu identifikatorischen Beziehungsformen. Sobald einige Konflikte entspannt

waren, konnten sie uns, die wir in diesen Fällen als Therapeuten wirkten, aufgeben und sich wieder einordnen.

Man kann abschätzen, was passieren würde, wenn sich die Lebensformen änderten, so daß die Umgebung für diese erworbenen Fähigkeiten ungeeignet würde. Für lange Zeit, das heißt, bis sich auch die entsprechenden Formen der Erziehung einschließlich der Gewohnheiten, Wertsysteme und Konfliktlösungen der erziehenden Eltern geändert hätten, müßten die Dogon auf den besten Teil ihres sozialen Charakters verzichten. Dabei ist es beinahe gleichgültig, ob etwa eine Überbevölkerung sie zur Auswanderung zwingen würde, ob eine neue Produktionsweise die Einzelstatt der Gruppenarbeit begünstigen würde oder ob durch eine erzwungene Islamisierung oder irgendeinen anderen Einfluß auf ihre herkömmlichen Sitten die Modalitäten des sozialen Lebens andere würden: Sie hätten – als Einzelpersonen und als Volk – viel schlechtere Chancen, sich im Leben zurechtzufinden, und sie hätten wahrscheinlich eine Zunahme psychisch Kranker zu verzeichnen.

Bisher haben sich gerade das Bedürfnis und die Fähigkeit der Dogon, identifikatorische Beziehungen einzugehen, zusammen mit der Familien- und Sozialorganisation und den stark ritualisierten mythischreligiös-politischen Institutionen als sehr stabil erwiesen. Die bei allen Völkern rundum tief eingreifende Islamisierung hat – ebenso wie die Christianisierung – kaum einen Einlaß gefunden. Die Veränderungen der neuen Zeit wurden eher in die Gesellschaft integriert, als daß sie zur Anomie und zu psychiatrischen Erkrankungen geführt hätten.

Bei der durchaus andersartigen Lebensform, Familien- und Sozialstruktur der *Agni* ist nicht zu erwarten, daß sie große psychologische Ähnlichkeiten mit den Dogon aufweisen würden.

Bekanntlich ist die matrilineare Familienorganisation nicht einfach ein Spiegelbild der patrilinearen. Ich glaube sogar, daß es nicht angängig ist, von einer der unseren entsprechenden Familienstruktur zu sprechen. Die soziale Umwelt, in der das Agnikind aufwächst, ist vielmehr durch eine Vielzahl sich überschneidender, konkurrierender und sich ergänzender sozialer Funktionskreise charakterisiert. Jeder dieser Kreise, mehrere oder alle zusammen bilden, je nach der Gelegenheit, das, was wir als familiäres System bezeichnen können. Diese besondere soziale Umwelt bedingt einen grundlegend anderen Ausgang der frühkindlichen Konflikte.

Wie bei den Dogon werde ich auch bei den *Agni* einen Persönlichkeits-

zug hervorheben, der für ihr persönliches Wohlbefinden und für ein reibungsloses soziales Verhalten unerlässlich ist. Wenn ich im folgenden von Identifikation rede, meine ich das unbewußte Hereinnehmen eines ganz isolierten Merkmals, eines typischen Verhaltens einer

bewunderten oder gefürchteten Person, ganz anders als bei der identifikatorischen Beziehung, wo man mit einem anderen Menschen in Beziehung tritt, indem man sich mit ihm gleichsetzt.

Die Agni sind darauf angewiesen, sich einem Chef oder einer anderen mächtigen Autorität, die einen Zwang auf sie ausübt, zu unterwerfen. Ist dies geschehen, können sie sich mit seinen aktiv-aggressiven Eigenschaften identifizieren und selber aktiv werden. Fehlen entsprechende Autoritäten, werden sie durch psychische Mechanismen hergestellt. Dazu dienen dauerhafte Projektionen, alloplastische Identifikationen und Übertragungen: in der Phantasie werden bestimmte Personen, denen geeignete soziale Rollen zukommen, mit den nötigen Eigenschaften ausgestattet, und sie werden entsprechend emotional »besetzt«. Die betreffenden Autoritäten werden neu kreiert oder von anderen Völkern übernommen. Messianische Bewegungen sind für diesen Ausgleich besonders geeignet. Fallen sie plötzlich aus, kommt es zu schweren Störungen in den verschiedensten Bereichen der Persönlichkeit.

Es wird nicht verwundern, daß die Agni die Toleranz des Analytikers schlecht vertragen konnten. Für sie waren wir, zumindest zu Beginn der Gespräche und oft auch später, aggressive, eingreifende und manipulierende Teilobjekte. Ihr eigenes Sprechen und sogar ihre Gedanken erlebten sie dann als Ausdruck eines unausweichlichen Zwanges, der vom Analytiker ausging. Doch benötigten sie einen solchen Zwang, um mit uns, ebenso wie mit ihren eigenen Leuten, überhaupt eine tiefere Beziehung herzustellen. Sobald der Zwang aufhörte, weil es die äußeren Verhältnisse nicht mehr gestatteten, uns in dieser Art wahrzunehmen, kam es zu Ich-Regressionen. Wenn andererseits die Furcht vor einer aggressiven Vergewaltigung allzu groß geworden war, kam es zu einer Abwehr, ebenfalls in Form einer Ich-Regression:

Verfolgungsideen traten auf, die Wahrnehmungen wurden ungenau und verzerrt, das Denken verwirrt und die Sprache zerfiel zu einem »Wortsalat«, wie bei manchen Schizophrenen. Doch erholten sie sich jeweils rasch und ohne unsere Hilfe und hatten bald den Zustand eines milden äußeren Zwanges, der von außen kam, wiederhergestellt.

Ich versuche, die Entstehung dieses einen, wichtigen Persönlichkeitszuges nachzuzeichnen:

Die Agnimütter tragen und stillen ihre Kinder in einer scheinbar völlig bedürfnisbefriedigenden Weise. Sie erleben sich – bewußt – als ein Instrument, alle Bedürfnisse des Säuglings sofort und vollständig zu

181

stillen. Sobald das Kind gehen kann, also zumeist in der ersten Hälfte des zweiten Lebensjahres, wird es plötzlich abgestillt, und die Mutter wendet sich emotionell von ihm ab. Die bewußte Begründung ist, daß Platz für das nächste Kind geschaffen werden muß. Emotionell ist es für die Agnimütter unerträglich, daß der Säugling, den sie als Teil ihrer selbst erlebt, unabhängig wird. In

den kommenden Jahren, dem Kleinkindesalter, ist die Verbindung zwischen Erwachsenen und Kindern sonderbar. Die Pflege und Fütterung erfolgt lieblos und rücksichtslos. Es gibt strenge, oft höhnische Befehle und beinahe keinen dialogischen Austausch. Der intensivste Kontakt besteht darin, daß die Mutter dem Kind ein- bis zweimal täglich einen Einlauf mit einer scharfen Pfefferaufschwemmung verabfolgt. Dieses Verfahren, das von den Säuglingen zwar mit körperlichen Schmerzen, aber emotionell gut vertragen wird, gewinnt nun den Charakter einer unausweichbaren Vergewaltigung. In diesen Jahren sind die Kinder unglücklich, zeigen Adynamie, vokale und motorische Stereotypien und ähnliche Symptome schwerster Frustration, unterbrochen von Anfällen kraftloser und oft zielloser Wut. Mit 5 bis 7 Jahren ändert sich das Bild. Die Mädchen beginnen bei den weiblichen Arbeiten aktiv mitzumachen, die sie durch Imitation und befehlsartige Anweisungen erlernen. Die Knaben schließen sich zu Gruppen zusammen, spielen miteinander, entfalten Intelligenz, Lernfähigkeit und sogar körperliche Fertigkeiten. Wenn man diese Gruppen näher beobachtet, zeigt es sich jedoch, daß sie immer wieder zerfallen; sie werden von unbeherrschbarem Neid und hilfloser Wut überschwemmt und aufgespalten. Jetzt sind fast alle Kinder auf Einläufe süchtig geworden und bleiben es – im Rahmen hypochondrischer Ängste um das Funktionieren des Körpers – zeitlebens.

Die Pubertät und die Zeit der Berufswahl und Partnerwahl in der Adoleszenz bringen bei allen Burschen, und in etwas geringerem Maße bei den Mädchen, Erscheinungen mit sich, die wir in unserer Gesellschaft als Zeichen einer Lebenskrise oder sogar einer schweren Psychopathologie ansehen würden: depressive Stimmung, völlige Tatenlosigkeit, Trunksucht, sexuelle Promiskuität, unstetes Leben und leichtere delinquente Akte. Das Interesse am Lernen hört auf.

Trotz dieser schwierigen Entwicklung werden diese Personen zu aktiven Mitgliedern einer Gemeinschaft, die allerdings nach den Anforderungen der mütterlichen Familie strukturiert ist. Wenn die matrilineare Struktur brüchig wird, kommt es zu Streitigkeiten, die wieder durch Anrufung von Schiedsgerichten geschlichtet werden, deren Forderungen man ausführen muß. Ist schließlich das persönliche Unglück zu groß geworden, fühlt man sich von Hexen verfolgt (die übrigens mit seltenen Ausnahmen der mütterlichen Sippe angehören) und sucht

182

eine Magierin oder einen fremden Messias auf. Strenge Forderungen und Verhaltensregeln werden von diesen Instanzen auferlegt. Sie können sonderbarerweise eingehalten werden. Das Individuum hat für einige Zeit sein Wohlbefinden, sein Selbstgefühl und ein gewisses Aktivitätspotential wiedererlangt.

Es scheint, daß eine unerträgliche emotionelle Frustration, ein Verlust von Objektbeziehungen und unbeherrschbare Affekte das Agnikind gerade in einer Zeit treffen, in der es eine selbständige

Aktivität erlernen sollte. Die in der phallischen Phase mögliche Zentrierung der Gefühle, die Festigung des Selbstgefühls, das Erlernen aktiver Problemlösungen und entsprechender Fertigkeiten bleiben unvollständig. Mit Ausnahme der körperlichen Fertigkeiten, die sich nie mehr ausbilden, liefert die Sozialordnung das, was für ein erfolgreiches soziales Verhalten nötig ist. Das Bedürfnis, gezwungen und vergewaltigt zu werden, hat sich im Kleinkindesalter in den prekären Beziehungen zur Mutter ausgebildet. Die matrilineare Familienordnung, die auch allen größeren sozialen Organismen ihre Gestalt gibt, ist dadurch charakterisiert, daß die Macht und Willensbildung bei den Frauen liegt, die Exekutive und die äußeren Zeichen der Machtentfaltung aber durchwegs bei männlichen Figuren. Erst die Identifikation mit den Merkmalen beider ergibt eine ideale Ergänzung der psychischen Ausstattung. Bei diesen Verhältnissen kann es nicht verwundern, daß Agnidörfer, die einen Chef oder König haben, der eine starke Persönlichkeit ist, gut funktionieren, während ganz ähnliche Nachbardörfer sich im Zustand der Anomie und des Verfalls befinden. Die Kenner der Geschichte der Akankulturen wissen, wie viele »mütterliche« Züge den grausamen Königen zukamen, die über ihre Untertanen verfügten wie Agnimütter über ihre Kinder. Es ist ein wichtiger Aspekt des religiösen und sozialen Synkretismus der Agni, daß sie gezwungen sind, Autoritäten zu suchen oder zu schaffen, wenn solche in ihrer eigenen Gesellschaft nicht mehr vorkommen.

Die Umformung der Familien- und Sozialordnung droht heute zu einer Entgleisung der Persönlichkeit zu führen. Zu Tausenden strömen psychosomatisch erkrankte oder ratlose Agni dem Heiler Edjro zu. Seine Eingriffe helfen nicht für lange. Die Chefferie, seit siebzig Jahren ihrer materiellen und physischen Machtmittel entkleidet, findet immer seltener kompetente Repräsentanten. Damit sind die Agni einer der wichtigsten institutionellen Stützen beraubt, und zwar zu einer Zeit, in der besondere Anforderungen an sie gestellt sind. Eine industrielle Plantagenwirtschaft kann auf die Dauer nur Erfolg haben, wenn sie auf Jahre hinaus geplant und mit den nötigen technischen Fertigkeiten betrieben wird. Mit ihrer guten Intelligenz erfas-

183

sen die Agni sehr rasch die Gegebenheiten der neuen Zeit. Der beschriebene Persönlichkeitszug aber zwingt sie, an den alten sozialen Organisationsformen festzuhalten.

Der Schluß läge nahe, daß der Kulturwandel bei den Agni nur dann ohne schwere Störungen vor sich gehen könnte, wenn die neue Gesellschaftsordnung autoritäre Instanzen oder Personen enthielte, die über Prestige und unbeschränkte Gewalt verfügen und gleichzeitig »mütterlich«-fürsorgerische Funktionen ausüben. Dies würde zur heute gegebenen psychosozialen Ausstattung der Agni passen.



Um zu zeigen, daß auch andere Lösungen denkbar sind, möchte ich einen relativ geringen psychohygienischen Eingriff skizzieren, der einer weiteren ungünstigen Entwicklung vorgreifen könnte. Man müßte die Kleinkinder nach der Abstillung bis zum Schulalter in Gruppen zusammenfassen und unter der Leitung entsprechend ausgebildeter junger Mädchen zu kollektiven Spielen und aktiven Lernprozessen anhalten. Durch diese einfache Maßnahme könnte der Objektverlust zum Teil vermieden werden, die emotionelle Frustration würde verringert, und vor allem würde die Ausbildung aktiver Leistungen und haltbarer Gesamtidentifikationen ermöglicht. Weder die Wertsysteme der Agni noch ihre Einstellung zu den Kindern stünden einem solchen Verfahren entgegen. Es könnte die Zeit, die zu einer Umstrukturierung der Familie und der Erziehungsbräuche nötig ist, überbrücken.

Gleichgültig, ob die zukünftige politische Lebensform und Produktionsweise eine mehr individuelle oder kollektive sein wird: Eine höher technisierte Produktion kann sich nicht entwickeln, wenn das Individuum nur dann selbständig zu handeln vermag, wenn es sich einer zwingenden Instanz unterwirft.

Ich habe versucht, Persönlichkeitszüge zu bestimmen, die unter dem Druck des Kulturwandels entgleisen können. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß die Individuen, die am tiefsten in ihrer hergebrachten Lebensform verwurzelt sind und in ihr am besten funktionieren, auch am fähigsten sein werden, sich den veränderten Verhältnissen eines Kulturwandels anzupassen. Diejenigen hingegen, die seit Generationen ihre traditionellen Lebensformen Stück für Stück verlassen haben und die ihre erworbene Persönlichkeitsstruktur allmählich aufgeben mußten, sind für die neuen Aufgaben weniger gut ausgestattet. Es bleibt anderen Sozialwissenschaften überlassen festzustellen, ob diese Regel, die für einzelne Individuen gilt, auch für gesellschaftliche Gruppen Anwendung finden kann.